

Vicelin und Kant als Inhalte protestantischer Religionskultur

Jubiläen haben es in sich! In diesem Jahr werden wir vor allem an den großen Philosophen Immanuel Kant erinnert, der 1804 in Königsberg in Preußen gestorben ist. Sein Denkmal am Königsberger Dom hat den Krieg und auch die Russen überstanden. Am populärsten ist bis heute Kants Erläuterung von „Aufklärung“: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung!“ (Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Werke, hg. v. W. Weischedel, VI, 1964, 53ff.). Nicht nur, daß die 1784 niedergeschriebene Abhandlung Kants nicht am Anfang der deutschen Aufklärung steht, sondern eher ihr Schwanengesang ist: In der Regel wird auch verschwiegen, daß der Autor selbst die prinzipielle Gültigkeit dieser Sätze entscheidend einschränkte, wenn er am Schluß seiner Abhandlung alle radikalen Konsequenzen ausdrücklich verwarf und das Grundgesetz des friderizianischen Preußen pries: „Räsonniert, soviel als ihr wollt, und worüber ihr wollt, nur gehorcht!“ (ebd. 63). Kant ist im Februar 1804 gestorben. Er hat den Angriff Napoleons auf Europa, den Zusammenbruch Preußens und Österreichs nicht mehr erlebt. So ist ihm die bittere Erfahrung erspart geblieben, daß von den Idealen einer Revolution meistens nur verwirklicht wird, was machtpolitisch brauchbar ist.

Allerdings hat kaum eine Epoche darauf verzichtet, Kant für ihre Zwecke zu bemühen. Das Spektrum seiner Inanspruchnahme für eigene Selbstdeutungen und auch Imperative wird schon aus einer Auswahl von Kant-Aufsätzen deutlich, die eine große deutsche Tageszeitung [Die Welt] innerhalb einer Woche brachte: „Immanuel Kants Prozess gegen die Anmaßung des Verstandes“ (Konrad Adam) – „Kant in Bagdad“ (André Glucksmann) – „Utopie oder realistische Vision? NATO, UNO, EU, USA: Was Kant nicht auf der Rechnung hatte, als er vom ewigen Frieden träumte“ (Herfried Münkler) – „Souveränität nach Immanuel Kant. Wer den Philosophen ernst nimmt, muss Frieden und Menschenrechte auch mit Gewalt sichern“ (Volker Gerhardt) – „Kant ist nicht Bushs Hofphilosoph!“ (Wolfgang Kersting). Was hier nicht nur einem Kirchenhistoriker auffällt, ist dies: Kants theologische Bedeutung ist weithin in den Hintergrund getreten! Auch wenn Max Wundt noch 1924 Kant als „Metaphysiker“ darstellte: Das „kantische Pathos“ haftet spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert im Kontext einer kritischen, sich von „Metaphysik“ frei dünkenden, an der Methode der empirischen Wissenschaften orientierten Erkenntnislehre eher an Kant als dem „Alleszermalmer“, d. h. an dem „antimetaphysischen“ Kant: Mit Kant habe sich eine „rein erkenntnistheoretische“ Reflexion von allem Sein und allen Seinsproblemen abgewandt, um an die Stelle unfruchtbarer Spekulationen eine metaphysisch unbelastete Forschung nach den Bewußtseinsgründen des Erkennens zu setzen. Kant wird also aus der theologisch-philosophischen Tradition des 18. Jahrhunderts herausgenommen und in nächste Nachbarschaft zur metaphysischen Indifferenz und zum agnostizistischen Positivismus versetzt. Allerdings hat diese antimetaphysische Kant-Auslegung dann -als Pendelschlag- auch eine Kant religiös metaphorisierende Interpretation hervorgerufen, was auch die Frage aufwirft, inwieweit Kant zu einer protestantischen Religionskultur gehört! Ein Beispiel dafür ist seine Inanspruchnahme als „Philosoph des Protestantismus“, auch wenn seine Abneigung gegen Theologie und Kirche, kirchliches Leben und Kultus hinreichend bekannt ist. Motive dafür sind vor allem eine pietistische Kritik an einem veräußerlichten Kirchentum (Friedrich Delekat), kulturpolitisch-soziale und kirchenpolitische Gründe (Karl Gerhard Steck) und weniger philosophische Motive. Kant ist der reformatorische Lehre von der Rechtfertigung in der Gestalt begegnet, die sie im Pietismus erhalten hatte. Mit der sich jetzt nicht mehr gegen Rom, sondern gegen ein dogmatisch und institutionell erstarrtes evangelisches Christentum richtenden pietistischen Frömmigkeit beginnt die Umsetzung des Evangeliums in Pädagogik. Die Rechtfertigung sola fide wird hier, statt von Jesus Christus, vom gläubigen Subjekt aus verstanden. Die Aufklärung streicht dann aus der pietistischen Erziehung die offenbarungstheologischen Inhalte der Rechtfertigungslehre und setzt an die Stelle der Gläubigkeit die Gesinnung. „Schon im Pietismus wird durch diese Pädagogisierung des Evangeliums das Verhältnis von Glaube und Werk umgekehrt. Die Moral ist nicht mehr eine Frucht des Glaubens, sondern Moralität wird als eine Würdigkeitsbedingung für den Empfang

der Gnade angesehen. Wie alle geistigen Wortführer der deutschen Aufklärung, so ist auch Kant durch diese pietistische Erziehung hindurchgegangen“ (Friedrich Delekat, Immanuel Kant. Heidelberg 1963, 260). Als „klassischer“ Beleg dient folgende Stelle aus seiner Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, in der er verkündete: „Alles, was außer dem guten Lebenswandel, der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes“. Daraus zieht Kant dann auch eine liturgische Folgerung: „Ob der Andächtler seinen statutenmäßigen Gang zur Kirche, oder ob er eine Wallfahrt nach den Heiligthümern in Loretto oder Palästina anstellt, ob er seine Gebetsformeln mit den Lippen, oder, wie der Tibethaner (welcher glaubt, daß diese Wünsche auch schriftlich aufgesetzt, wenn sie nur durch irgend etwas z. B. auf Flaggen geschrieben, durch den Wind, oder, in einer Büchse eingeschlossen, als eine Schwungmaschine mit der Hand bewegt werden, ihren Zweck eben so gut erreichen), es durch ein Gebetsrad an die himmlische Behörde bringt, oder was für ein Surrogat des moralischen Dienstes Gottes es auch immer sein mag, das ist alles einerlei und von gleichem Werth“ (Kehrbach. Ausg. I, 184; 186f.). Während Julius Ebbinghaus (Luther und Kant. Luther-Jahrbuch IX, 1927, 119-155) für eine nachhaltige Dissoziation von Luther und Kant eintrat, ging Hans Blumenberg (Kant und die Frage nach dem „gnädigen Gott“. In: Studium Generale 7, 1954, 554-570; hier 566f.) noch einen Schritt weiter: „In der Frage nach der Unantastbarkeit der rationalen ‚Substanz‘ des Menschen durch das radikale Böse steht Kant dem Tridentinum näher als der Reformation, als deren Philosoph er seit Hegel, mit der Sanktion Diltheys gilt“. Schon Albrecht Ritschl hatte im ausgehenden 19. Jahrhundert dem Pietismus und seiner Mystik eine Rekatholisierung des Protestantismus vorgeworfen! Hugo Bund (Kant als Philosoph des Katholizismus. Berlin 1913) machte dann Kant zum Philosophen des Katholizismus, und kein Geringerer als Karl Barth argwöhnte, daß Kants Umdeutung von Rechtfertigung und Heiligung auf die „katholische, die dezidiert nicht-reformatorische Gnadenlehre“ hinauslaufe: „Diese Wege müssen alle nach Rom führen“! Einen anderen Weg geht Werner Schultz (Kant als Philosoph des Protestantismus. Hamburg 1961, 58f.) mit seiner These, daß „der Gottesgedanke bei Kant ein anderer ist wie im Erleben des protestantischen Menschen... Kants Religion ist im wesentlichen Gesetzesreligion geblieben“, ein Gesichtspunkt, den auch Heinrich Vogel (Die Umdeutung der Christologie in der Religionsphilosophie I. Kants. In: EvTh 14, 1954, 399-413; hier 410) vertritt: Kant sei weniger Philosoph des Protestantismus als Philosoph des Judentums. Diese Spur nimmt in der oben genannten Tageszeitung Micha Brumlik („Das Gesetz ist erhaben“) wieder auf, wenn er zu begründen versucht, warum jüdische Philosophen und Theologen Kant, der „persönlich ein Juden gegenüber ressentimentgeladener... Antisemit“ war, als einen der Ihren erkannten. Für Kant ist aber das Judentum „eigentlich gar keine Religion, ... sondern sollte vielmehr ein bloß weltlicher Staat sein“. Alle seine Gebote sind für Kant „Zwangsgesetze“; es kommt in der Gesetzgebung des Judentums nicht auf die moralische Gesinnung, sondern nur auf die äußere Beobachtung an; das Judentum ist schließlich ohne den Glauben an ein künftiges Leben“ (AA. 6, 125f.).

Versuchen wir, diese Aporien historisch aufzuhellen! Mag Kant auch als „Philosoph des Protestantismus“ gelten: der Ausgangspunkt dieses Titels ist -zumindest indirekt- auch die theologiegeschichtliche Entwicklung innerhalb der römisch-katholischen Kirche und die darauf folgende neukantianische Reaktion. Leo XIII. hatte bekanntlich 1879 durch die Enzyklika „Aeterni patris“ Thomas von Aquin zum „Normalphilosophen“ der katholischen Kirche erklärt. Die durch eine antimetaphysische Grundstimmung getragene, antirömisch aufgeladene „philosophia militans“ Friedrich Paulsens war es, die daraufhin Kant als den „Philosophen des Protestantismus“ in Anspruch nahm. Rudolf Eucken, Julius Kaftan und August Dorner folgten. Bezeichnend ist Euckens Titel „Thomas von Aquino und Kant. Ein Kampf zweier Welten!“ (Berlin 1901, ²1918). Der antimetaphysische Kant neukantianisch-liberaler Prägung wird hier gegen den „dogmatisch-reaktionären“, die Freiheit des Geistes mißachtenden Ultramontanismus ins Feld geführt. Der zum antimetaphysisch-antidogmatischen Philosophen stilisierte Kant wurde zur Metapher für eine „autonome protestantische“ Geisteshaltung (Emanuel Hirsch): Es kommt auf das Leben und nicht auf den Glauben, auf das moralische Handeln und nicht auf den Gang zur Kirche an! Das klingt auch heute nicht wenigen Zeitgenossen als „vernünftig“!

Mit „vernünftig“ verbinden wir durchweg Gutes, Wegweisendes, Zukunftsträchtiges. Unvernunft ist schrecklich, besonders wenn sie mit „Religion“ in Verbindung gebracht wird! Die Unvernunft

feiert täglich Triumphe. Rauchende Autos in Gaza, ausgebrannte Busse in Tel Aviv, geschändete Leichen in Bagdad, Terroranschläge in Madrid: Fast wird man hier an Mel Gibsons Film „Die Passion Christi“ erinnert. Mitten in die Routine der täglichen Nachrichten mit all ihrer Unvernunft klatschen diese Bilder auf unser Auge wie die Tritte und Schläge auf den unschuldigen Jesus im Verhör vor 2000 Jahren.

Es fällt uns leicht, Zeichen der Unvernunft aufzuzählen! Moralisten gibt es genug, mit und ohne Talar! Hinzu kommt: Oft wird Unvernunft als „Vernunft“ ausgegeben! 1792 wurde erstmals im Namen der Humanität und der Vernunft öffentlich „guillotiniert“, d. h. geköpft. Die Guillotine, d. h. das Fallbeil, wurde damals als die alle gleichmachende „Selbsterlösungsmaschine auf Rädern“ gefeiert. Ihr Erfinder, der französische Arzt Guillot, galt als Freund der Vernunft und Humanität, als ein Heiliger der Revolution. 1792 fiel Mainz in die Hände der französischen Revolutionsarmee. Auf dem Kreuzaltar von St. Peter wurde der Kult der Vernunft, die (angeblich) durch eine Prostituierte dargestellt wurde, auch in Mainz eingerichtet.

Heute verstehen wir gewöhnlich unter „Vernunft“ etwas anderes! Wir verbinden damit oft das technisch Machbare und Hilfreiche. Das 19. Jahrhundert war auch hier das Jahrhundert der Rekorde. Der Eiffelturm in Paris überbot das Ulmer Münster. Die ersten Autos waren halbwegs funktionssicher, als schon das Straßenrennen Paris – Rouen gestartet wurde. Bei der Eröffnung der höchsten Eisenbahn der Welt auf die Jungfrau im Berner Oberland beendete der Pfarrer von Grindelwald seine Predigt mit den Worten: „Was bisher nur wenigen vergönnt war, Gottes Schöpfung zu bewundern von höchster Höhe aus, wird nun Tausenden zuteil, und Tausende danken es dem, der ihnen mit Gottes Hilfe den Weg zu dieser Freude bereitet hat“. Heute, im Zeitalter der Raumfahrt, klingt das anders! Der Sputnik habe Gott nicht gesehen: So hieß es damals nicht nur in der Sowjetunion!

Freilich: Was hier als „Sieg der Vernunft“ gefeiert wurde, ist heute für nicht wenige Zeitgenossen bereits ein Gräuel! Ein Buchtitel heißt: „Die Vernunft frißt ihre Kinder!“ (Wulff Dietrich Rehfus, Hamburg 1990). Aus dem Streit um die Vernunft wird schnell ein Glaubenskrieg: der Krieg um den Frieden, die Kernkraft, die Tiere, die Frauenemanzipation, die Windräder, um den Mobilfunk, die Ganztagschule usw. Fast hat man den Eindruck: „Vernünftig“ ist das, was nach Meinung der öffentlichen Meinungsführer gerade „dran“ ist. „Jeder hält sich seine Zeitung, seines Geistes Wasserleitung!“ – so formulierte es schon Wilhelm Busch. Wir feiern heute den Kult der Beliebigkeit! Auch in Sachen „Religion“ schießen die Selbstbedienungsläden wie Pilze aus dem Boden. Bibeltext und Zeitgeist führen da oft eine wilde Ehe! Löste in den 60er Jahren die Soziologie die Theologie als neue „Sprache Kanaans“ ab, so herrscht heute eher die Sprache der Psychologie vor: „Wir wünschen uns zu Beginn dieses Gottesdienstes einen lieben Guten Morgen!“ – heißt es im Umkreis einer psychowabernden Cafeteria-Religion. Das „Im Namen des Vaters“ erscheint dann als lästige Pflichtübung, wenn man nicht lieber gleich vom „guten Gott“ redet, um ja das Wort „Herr“ zu vermeiden. „Heil“ ist dann „heile Beziehung“, „angstfreie Kommunikation“. „Spiritualität“ wird zur neuen Heilsformel: Bei sich selber Einkehr halten, kreativer und kreatürlicher leben.

Doch wechseln wir den Ort! Am 12.12.2004 gedenkt die Nordelbische Evgl.-Luth. Kirche des 850. Todestages Vicelins, Missionar in Ostholstein und Bischof des Sprengels, der heute den Namen Holstein-Lübeck trägt (vgl. VICELIN. Um 1090 bis 1154. Missionar und Bischof von Ostholstein und Lübeck. Hrsg. im Auftrag der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche von Wolf Werner Rauch. Kiel, Nordelbisches Kirchenamt 2004, Dänische Straße 21-35, 24103 Kiel). Um 1090 in Hameln geboren erhielt Vicelin eine Schulausbildung in Paderborn, wurde 1118 Vorsteher an der Domschule zu Bremen und weilte von 1122-1126 zum Studium in Frankreich. 1126 wird er durch Norbert von Xanten, den Gründer des Prämonstratenser-Ordens, in Magdeburg zum Priester geweiht und durch Erzbischof Aldalbero von Bremen in die Slawenmission (Missionstätigkeit in Wagrien) entsandt. 1127 gründete er ein Stift in Neumünster und 1135 ein solches in Segeberg. 1138 wurden in einem Slawenaufstand die Gründungen Alt-Lübeck und Segeberg vernichtet. 1149 weihte Erzbischof Hartwig I. von Bremen in Harsefeld Vicelin zum Bischof von Oldenburg. Gegen den Widerstand Hartwigs erfolgte 1150 Vicelins Investitur durch Heinrich den Löwen. Weitere Kirchengründungen Vicelins erfolgten in Bornhöved, Oldesloe und Bosau. Am 12.12.1154 stirbt Vicelin nach über zweijährigem Krankenlager (durch einen Schlaganfall hatte Vicelin die Sprache verloren) in Neumünster. 1332 wurde sein Leichnam in die Klosterkirche zu Bordesholm überführt, das

Grab ist nicht mehr nachweisbar. Vicelin gilt als Heiliger (12.12.). Die evangelisch-lutherische Bischöfin für den Sprengel Holstein-Lübeck, Bärbel Wartenberg-Potter, würdigte Vicelin: „Unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen, trotz zahlreicher Rückschläge hat Vicelin ein Werk begonnen, das er zwar nicht vollenden konnte, das aber –anders als in den Jahrhunderten zuvor- standhielt und von anderen weitergeführt wurde: die Verkündigung des christlichen Glaubens, der Bau der Kirche in Ostholstein und Lübeck“.

Was wir über Vicelin wissen, hat sein Schüler, Freund und Wegbegleiter Helmold von Bosau (vor 1120 - ca. 1180) in seiner „Slawenchronik“ (Neu übertragen und erläutert von Heinz Stoob. Mit einem Nachtrag von Volker Scior. Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom Stein-Gedächtnisausgabe. Band 19. Darmstadt ⁶2002) überliefert.

Da heute wieder einmal Bildungsfragen modern sind, seien aus dieser Chronik vor allem die Vicelin betreffenden pädagogischen Passagen in Blick genommen: „Vizelin stammte von einem Königshofe im Mindener Sprengel namens Hameln, am Ufer der Weser gelegen, und war von Eltern gezeugt, die sich mehr durch Zucht und Sitte als durch adeliges Geblüt auszeichneten. In die Anfänge des Wissens wurde er bei den dortigen Stiftsgeistlichen eingeführt, dann aber blieb er fast bis ins Mannesalter vernachlässigt, weil er seine Eltern verlor und seine Jünglingsjahre, wie üblich in diesem Alter, leichtfertig und haltlos hinbrachte. Endlich büßte er sein Vaterhaus ein und ging auf eine unweit gelegene Burg namens Everstein [rechts der Mittelweser bei Holzminden], wo die edle Hausherrin [Mathilde], Mutter des Grafen Konrad, den verlassenen Jüngling einige Zeit lang mitleidig aufnahm und ihn so barmherzig begünstigte, daß der Burgkaplan ihn zu beneiden begann und Anlaß suchte, ihn von der Burg zu vertreiben. Also fragte er den Vizelin eines Tages vor vielen Zeugen, was er in der Schule gelesen habe? Als der antwortete, er habe den Stätius Achilleis gelesen, forschte er hartnäckig weiter, was denn dessen Stoff sei? Da Vizelin sagte, das wisse er nicht (mehr), meinte der Priester äußert bissig zu den Umstehenden: ‚Ach, ich dachte, dieser junge Mann, der eben von der Schule kommt, bedeute etwas, aber darin habe ich mich getäuscht: an dem ist gar nichts!‘ Weil aber geschrieben steht [Prediger Sal. 12,11]: Die Worte der Weisen sind Stacheln und gleichen tief eingeschlagenen Treibnägeln, so erschrak der bescheidene Jüngling vor so höhnischen Worten, lief sofort aus der Burg davon und verschwand ohne Abschied, wobei er so heftig weinte und sich so sehr schämte, daß es sich kaum jemand vorstellen kann. Ich habe ihn oft sagen hören, daß ihn durch das Wort jenes Geistlichen Gottes barmherzige Führung angerührt habe.

Er ging nun nach Paderborn, wo damals unter dem berühmten Magister Hartmann die wissenschaftlichen Studien blühten. Dessen Tisch- und Hausgenosse wurde er und studierte mehrere Jahre lang mit unbeschreiblichem Eifer und Fleiß... Ihn zog weder Spiel noch Speise vom gefaßten Vorsatz ab, stets mußte er lesen, diktieren oder wenigstens schreiben. Über dies besorgte er den Chordienst auf das fleißigste, seine religiöse Empfindung keimte auf... Da aber der treffliche Lehrer sah, daß sein Schüler und Hausgenosse über seine Kräfte arbeitete, sagte er öfter zu ihm: ‚O Vizelinus, allzu rasch ist dein Tun: setze dem Eifer das Maß, hinreichend gibt dir Frist noch die Zeit, daß du weiter zu lernen vermögest!‘ Doch er blieb bei solchen Worten ungerührt und sagte: ‚Sieh, ich bedenke, daß ich den Büchern erst spät Eifer gewidmet und Fleiß. Eilender Mühe bedarf's, solange die Jugend uns Zeit läßt‘.

Gott gab diesem Manne Verstand und Gelehrigkeit [vgl. 2. Mose 36,1; 1. Kö. 3,9), so daß er seine Gefährten überflügelte und bald dem Lehrer in der Schulleitung half. So stand er seinen Mitschülern eifrig vor [vgl. Röm 12,8], indem er sie durch Lehre und Beispiel unterwies. Manchmal widmete er sich auch dem Gebet und rief alle Heiligen an, besonders aber St. Nikolaus, dessen Dienst er sich vor allem geweiht hatte. So kam es auch, daß er einst zum Geburtsfest dieses Heiligen seine Gefährten in der St. Brigitten-Kapelle versammelte. Als Vesper und Mette feierlich gehalten waren, vernahmen einige von ihnen Engelstimmen, die nach geistlichem Brauche das Responsorium sangen: ‚Der heilige Nikolaus schon des Sieges mächtig‘. Vizelin aber freute sich des Wunders und die Freude vergrößerte seine Verehrung [für den Heiligen]... Nach dem Tode seines Oheims [Ludolf, Pfarrer zu Fuhlen, Kr. Rinteln] blieb Vizelin so lange an der Paderborner Kirche, bis er nach Bremen berufen wurde, um dort als Lehrer die Schule zu leiten [1118 und 1123 sendet der „canonicus“ Vizelin dem (heute evangelischen) Kloster Abdinghof/Paderborn Reliquien und Viten von Willehad, Ansgar und Rimbart; vor 1122/23 nennt ihn eine Urkunde Erzbischof Friedrichs I. „scholasticus“]. Er war dazu sehr geeignet, sorgte für den Chor und erzog die Jugend nach dem Vorbild der

Rechtschaffenheit; kurz, er machte seine Schüler, die sich zuvor lasterhaft benommen hatten, zu gebildeten Menschen, welche sich eifrig an Gottesdienst und Chorgesang beteiligten. Deshalb liebten ihn Bischof Friedrich [Erzbischof Friedrich I. von Hamburg-Bremen (1104-23)] und andere durch Amt oder Ansehen in der Kirche hervorragende Männer. Denen nur erschien er lästig, die gewohnt waren, Kirchendienst und geistlicher Zucht zu entlaufen, um in Schenken zu zechen, in Häusern und Gassen sich herumzutreiben und Nichtigkeiten nachzugehen: diese fürchteten, daß ihre schlechten Streiche von ihm gerügt würden. So pflegten sie denn des öfteren Schmä- und Schandpfeile auf ihn abzusenden. Doch nichts war an seinem Benehmen unvollkommen, nichts gab den Verleumdungen seiner Nebenbuhler Spielraum, außer daß er beim Züchtigen der Zöglinge mit Schlägen nicht Maß hielt. Daher liefen ihm auch zahlreiche Schüler davon, und er ward als grausam verschrien. Wer aber charakterfester war und unter seiner Zuchtrute aushielt, trug großen Nutzen davon, denn er wuchs an Wissen und Klugheit wie an Würde und Anstand...“ Auch nach seinem Tod am 12.12.1154 wirkte Vizelin weiter „durch viele Zeichen“, wozu auch die Heilung einer Blinden in Harrie bei Neumünster gehörte. Helmold von Bosau bemüht hier auch einen „Zeitzeugen“: „Dieser hörte den Bischof keine dreißig Tage nach seinem Tode, wie er ihm erschien und sagte, ihm sei eine Ruhestätte neben dem weltberühmten Bernhard von Clairvaux bereitet. Als er ihm erwiderte: ‚Wäret ihr doch schon in Ruhe!‘, antwortete jener: ‚Ich bin es, Gott sei Dank; ihr freilich habt geglaubt, ich sei tot, doch ich lebe und habe seither immer gelebt“.

Inwieweit gehört Vicelin zu einer protestantischen Religionskultur? Diese Zugehörigkeit beansprucht Bischöfin Wartenberg-Potter ausdrücklich: „Die Nordelbische Kirche und das Bistum mit Sitz in Lübeck führen die von Vicelin begründete Tradition fort... Kontinuität bewährt sich im Wandel der Geschichte... Mit Martin Luther stellt uns Vicelin in die Ökumene der Christen und Kirchen in unserem Land und in allen Ländern... Die Kirche Vicelins ist eine Kirche der Geduld, des Leidens, der Phantasie und Zuversicht. Wir gedenken seines 850. Todestages in Dankbarkeit für sein Zeugnis, das dem Evangelium in unserem Land einen Weg gebahnt hat, und nehmen es an als Ermutigung, den Weg weiterzugehen, an dessen Zielpunkt Gott selbst sein wird“.

Vicelin und Kant: Wir sind Menschen einer anderen Zeit und leben unter anderen Verhältnissen. „Aber ändert sich das Wesen des Menschen wirklich, wenn sich das Kostüm einer geschichtlichen Epoche ändert? Ändern sich unsere menschlichen Probleme im Fundament oder nur in den Fragestellungen? Ihren Druck zu spüren und ihre Last zu tragen, ist allen Epochen auferlegt. Zu sehen, wie große Denker der Vergangenheit das getan haben, ist nicht nur eine Bereicherung des Wissens, sondern Mahnung und Trost in dem, was verantwortliches Denken in der Gegenwart auch tun muß“ (Friedrich Delekat, 378).